

## Eine allgemeine Betrachtung der Anfänge des Kinderschwimmens

Bevor ich beginne, würde ich gern die Möglichkeit nutzen und mich bei den Organisatoren dieser Tagung zu bedanken, besonders bei Herrn Uwe Legahn, der mich eingeladen hat. Außerdem bedanke ich mich bei Liselott Diem (1906-1992), Pionnierin der Sportpädagogik in Deutschland und große Inspiration für Frankreich.

Donald Winnicott schreibt in seinem Buch *Babys und ihre Mütter*: „Ein Baby allein existiert nicht.“ Er behauptet somit, dass die Abhängigkeit eines Neugeborenen von dem Milieu, in welches es hinein geboren wird, allumfassend ist, und dass die Entwicklung eines Babys eng mit ebendiesem Milieu zusammen hängt. Dieses Milieu wird dabei nicht allein durch die Pflege der Mutter begründet, sondern auch durch alle anderen Personen und Objekte, die die Umgebung des Neugeborenen ausmachen. Soziologen, Pädagogen und, in unserem Zusammenhang besonders wichtig, Neurobiologen haben nachgewiesen, dass der Prozess des Auf- und Heranwachsens von Neugeborenen und Kindern sehr stark in Verbindung steht mit der Umgebung, in der man aufwächst. Demnach zeigt sich, dass die physische, psychologische, soziale und emotionale Gesundheit von Babys untereinander in starker Wechselwirkung stehen. In diesem Sinne bildet dieser Vortrag einen allgemeinen Ansatz zur Darstellung des Kinderschwimmens, also keine rein technische Betrachtung der Motive zum grundlegenden Bedürfnis der Selbsterhaltung. Dieses Vorhaben scheint zunächst ambitioniert, allerdings betrifft dieser Vortrag auch nicht nur die Kinder selbst, sondern auch deren Eltern, die mit dem Wissen aus diesem Vortrag eventuell tiefgreifende Veränderungen in der Entwicklung ihrer Kinder vornehmen können. Davon ausgehend, dass ein Baby allein nicht existiert, können wir ebenso annehmen, dass Eltern allein ebenso wenig existieren. Demnach sind es nicht nur Eltern, die ein Kind (aus-)machen, sondern es ist ebenso das Baby, dass seine Eltern ausmacht.

Im Übrigen weiß man heute, dass die Wehen, die die Geburt eines Babys einleiten, vom Baby selbst ausgelöst werden. Sobald die Lungen des Fötus vollkommen ausgebildet sind, wird das Hormon Oxytozin freigesetzt, wodurch die Geburt einsetzt. Das Baby lässt sich demnach gebären, anstatt geboren zu werden.

Dieses Hormon, Oxytozin [altgriechisch: schnell(oksy), tokos (Geburt)] bedeutet schnelle Geburt und ist bemerkenswert. Es wird auch Bindungshormon genannt und spielt eine nicht unwesentliche Rolle bei den meisten zwischenmenschlichen Interaktionen. So werden unter anderem Empathie, Anhänglichkeit, die Fokussierung von Eltern auf ihre Kinder und die gegenseitige Neigung für einander in Liebesbeziehungen maßgeblich durch Oxytozin beeinflusst. Im übertragenen Sinne spricht man auch vom Hormon der Liebe. Schon bei weiblichen Mammuts sorgte das Geben der Brust für eine stark ausgeprägt Oxytozinproduktion, ebenso wie sexuelle Zärtlichkeiten. Das Gleiche gilt für das Baby, dessen Überleben von gegenseitigen Liebkosungen abhängt. Meine Herren, fühlen Sie sich nicht ausgeschlossen, wenn sie gerade Vater geworden oder ein schmachsender Verehrer sind, Sie profitieren ebenfalls von diesen Hormonschüben.

Da wir hier das neurophysiologische Interaktionsverhalten behandeln, ist es wichtig zu erwähnen, dass noch eine andere Entdeckung maßgeblich Einfluss auf unser Handeln hat. Es geht um den Beweis der Existenz von Spiegelneuronen, die den Menschen befähigen, die Handlungen und Emotionen eines Gegenübers nachzuempfinden und zu imitieren. Diese Neuronen befinden sich im unteren Parietallappen und sind direkt mit dem Frontallappen verbunden, sodass die Rezeption einer

Handlung von jemand Anderem nicht bloß eine visuelle Information darstellt, sondern stattdessen eine motorische Reaktion hervorruft. Ein einfaches Beispiel hierfür ist das Gähnen, sowohl ein Zeichen für Müdigkeit, als auch für Ermattung und Langeweile. So ruft das eigene Gähnen automatisch beim Gegenüber ein Gähnen hervor, sodass das Verhalten gespiegelt scheint. Ein anderes Beispiel für diesen Spiegelreflex bieten Männer und deren Verhalten in einer Schlägerei. Wenn man beobachtet, wie ein Mann einen Schlag abbekommt, löst das beim Beobachter automatisch eine Art Schmerzgefühl bzw. ein Unwohlsein aus, obwohl faktisch keine Penetration stattfindet.

Diese Spiegelneuronen sind außerdem hauptverantwortlich für die Fähigkeit, Gesehenes zu imitieren und zu reproduzieren, und somit durch Beobachtung zu lernen.

Während er jemand Anderen beobachtet, stellt der Mensch sich zwei grundlegende Fragen: Was macht der Akteur und warum macht er es? Jemand nimmt einen Schlüssel entweder, um eine Tür zu öffnen, oder aber um sie zu verschließen. Wir versuchen, die Gründe für eine Handlung zu begreifen. Unsere Interpretation der Geste(n) unseres Gegenübers umfasst auch dessen Motive, damit wir dazu fähig sind, den Sinn einer Handlung zu verstehen. Hierfür werden die Spiegelneuronen aktiviert, um das Handeln unseres Gegenübers nachzuempfinden.

Bisher schien die Aktivierung der Spiegelneuronen ein motorischer Vorgang zu sein. Aktuelle Studien zeigen jetzt jedoch, dass die Neuronen ebenso durch emotionale Vorgänge angeregt werden, wodurch die Fähigkeit, die Gefühle anderer nachzuempfinden, entsteht. Diese Fähigkeit bildet die Grundlage von Empathie, eines der wichtigsten Elemente interaktiver Systeme. Hauptsächlich kommunizieren Menschen über Sprache, dennoch unterstreichen Mimik und Gestik, sowie insgesamt nonverbale Kommunikation die Inhalte und sind somit signifikante Bedeutungsträger. Ein Beispiel hierfür ist die Verneinung. In allen Kulturen wird die verbale Verneinung durch eine Bewegung des Kopfes begleitet, der eine Bewegung zur Bejahung gegenüber steht. Man spricht von infra-verbaler Sprache. In diesem Zusammenhang suggeriert die Forschung, dass die eben angesprochenen Gesten, die so perfekt abgestimmt scheinen, sich schon in den ersten Tagen des Lebens im Verhalten verfestigen. So zeigt das Neugeborene seine Sättigung automatisch dadurch, dass es die Brust der Mutter oder den Sauger der Trinkflasche vermeidet und mit dem Kopf schüttelt. Sowohl der Sprecher (verbal und nonverbal), als auch der Zuhörer verstehen sowohl die Absicht, als auch die Gründe dahinter. Um dieses Kapitel abzuschließen würde ich gern daraufhin weisen, dass die Entdeckung dieser speziellen Spiegelneuronen aktuelle Debatten und Studien maßgeblich begründet hat. So wird zum Beispiel im Zusammenhang mit Entwicklungsschwierigkeiten und psychischen Krankheiten wie Autismus und Schizophrenie darüber geforscht, ob es einen Zusammenhang zwischen diesen geistigen Einschränkungen und einem defizitären spiegelneuronalen System.

In den 70-er Jahren hat ein großes Forscherteam, bestehend aus Psychiatern, Semiologen, Biologen, Linguisten, Ethnologen und Psychologen, gemeinsam geforscht und bewiesen, dass das gesprochene Wort der offensichtliche Aspekt der Kommunikation ist. Allerdings wird Kommunikation noch durch andere Phänomene unterstrichen, wie Tonlage und Betonung, zusammengefasst als Prosodie, und schließlich Mimik und Gestik, die im Endeffekt gleichermaßen zur menschlichen Artikulation beitragen.

Liebkosungen sind ein infra-verbales Zeichen für Zärtlichkeit, und demnach auch ein Zeichen der gegenseitigen Anziehung und schließlich ein Zugang zur Sexualität. Ein Beispiel hierfür ist eine bekannte Studie über Katzen. Angenommen, das gegenseitige Lecken entspricht dem Austausch von

Küssen, so küsst die Katze ihre Neugeborenen unmittelbar nach der Geburt und bringt damit ihre Fürsorge zum Ausdruck. Alle anderen Säugetiere lecken ihre Neugeborenen ebenso ab und signalisieren damit die Wiedererkennung des Geruchs und damit die Anerkennung des eigenen Kindes. Wir kommen später auf diese Funktion zurück. Tatsache ist, jede Katze der Welt beginnt nach der Geburt damit, die Neugeborenen sorgfältig durch Lecken von der Plazenta und der Nabelschnur zu säubern. Es wurden Experimente durchgeführt, wo Neugeborene Kätzchen unmittelbar nach der Geburt und bereits vor dem eben beschriebenen Vorgang von der Mutter getrennt und stattdessen von Menschenhand gesäubert wurden. Es stellte sich dabei zum Einen heraus, dass das Muttertier die Neugeborenen nicht mehr bei sich aufgenommen und als ihre eigenen Kinder anerkannt hat. Zum Anderen zeigten sich im Verhalten der Kätzchen Abweichungen, besonders im Bezug auf die Essgewohnheiten. Darüber hinaus war ein verstärkt aggressives Verhalten gegenüber Artgenossen zu verzeichnen, besonders in Spielsituationen wurde aus verspieltem Toben schnell ein einseitiges Kräftemessen mit ausgefahrenen Krallen. Die Untersuchung der sexuellen Reife der „nicht-gesäuberten“ Weibchen ergab, dass ebendiese in keiner Weise auf Avancen von Katern eingingen, egal wie sehr ihnen der Hof gemacht wurde. Was die Männchen betrifft, anstatt weiblichen Katzen miauend den Hof zu machen, haben Kater, die nach der Geburt von ihrer Mutter getrennt wurden, die Katzen angegriffen. Die Katzen scheinen ein wenig griesgrämig, was eine Paarung nicht unbedingt einfacher macht.

Kommen wir aber noch mal zurück zu den Weibchen, die jeden sexuellen Kontakt ablehnen. Im Zuge des Experimentes wurden diese Katzen künstlich befruchtet. Nach der Geburt haben die Katzen ebenfalls begonnen, ihre Jungen abzulecken und zu säubern, allerdings haben sie nicht innegehalten, als die Jungtiere sauber genug waren, stattdessen haben sie sie verschlungen...Ich überlasse es Ihnen, aus diesem doch fragwürdigen Experiment Ihre Schlüsse zu ziehen.

Ein anderes bekanntes Experiment, von Harlow, untersucht das Verhalten von Rhesusaffen. Diejenigen Jungtiere, die mittels einer Metallatruppe mit künstlichen Brustwarzen aufgezogen werden, rollen sich im Falle von Gefahr in sich zusammen, anstatt Zuflucht bei der „Mutter“ zu suchen.

Ein Kind braucht neben Schlaf, Nahrung und Sauerstoff vor allem Zärtlichkeit, um sich gesund zu entwickeln. Das folgende Experiment zeigt eine Mutter, die mit ihrem Baby spricht und es anlächelt. Anschließend verlässt sie den Raum, um dann nach einiger Zeit mit ausdruckslosem Gesicht wieder reinzukommen, ohne ihrem Baby dabei Beachtung zu schenken. Das Kleinkind versucht, die Aufmerksamkeit der Mutter zu erlangen, bis es aufgrund ausbleibender Reaktionen anfängt zu weinen. Das Ausbleiben von Zuneigung bewirkt ernsthafte Schädigungen des emotionalen Gleichgewichts und der psychischen Entwicklung des Kindes. Die Arbeiten von Spitz haben bewiesen, dass der Mangel von Zuneigung zudem physische Störungen beim Kind hervorrufen können.

Es ist circa 40 Jahre her, dass Kinder in Frankreich begonnen haben, Schwimmen zu lernen. 1968 waren es ungefähr 20, heute gehen über 100.000 4-6 Monate alte Kinder wöchentlich mit ihren Eltern zum Schwimmen. Diese pädagogische Entwicklung, dass Eltern in Frankreich mit ihren Kindern zum Schwimmen gehen, ist mittlerweile genau so alltäglich, wie das Kind in die Krippe zu geben und wurde maßgeblich von Francois Dolto beeinflusst. Diese Kinderpsychoanalytikerin hat über die Radiosendung *Wenn das Kind auftaucht* den Menschen die unglaubliche Kommunikationsfähigkeit von Babys nahegelegt. Sie gibt weiterhin an, dass Baby sei der Chef, da es die Zukunft der Menschheit ist. Unsere Pädagogik ist sehr stark von diesem Gedanken beeinflusst. Im Bezug auf die

Erziehung von Kleinkindern kann man tatsächlich von einer Prä-Dolto-Phase und einer Post-Dolto-Phase sprechen, wobei sie nicht die einzige Forscherin ist, deren Forschung und Beobachtungen uns inspirieren: Ebenso gibt es Studien zu den Themen Kleinkindgymnastik, Musikschule im jungen Alter etc.

1968 kam der Franzose Mr. Badreau, technischer Berater der *Französischen Vereinigung des Schwimmsports (Fédération Française de Natation)* aus den Vereinigten Staaten wieder, im Gepäck ein Video über sehr junge Kinder, die sich im Wasser entwickeln. Dieser Film, der unter anderem am *Institut National des Sports* gezeigt wurde, führte zu ersten Untersuchungen. Jacques Vallet, Guy Azemar, Claudie Pansu, und später noch Yves Camus, haben die ersten französischen Ergebnisse zum Kinderschwimmen vorgelegt.

Die Methodik gründete sich also hauptsächlich auf der Basis von konditionierten Experimenten. Vielleicht kennen Sie das Experiment mit dem Hund Pavlov: Immer, wenn jemand an der Haustür klingelt, begann Pavlov, zu sabbern. Die Idee hinter konditionierten Experimenten ist diejenige, dass ein Zustand auf eine Bedingung hin getestet wird. Die Kondition, oder auch Bedingung, geht hierbei oft aus einer Beobachtung hervor. So wurde in einem Experiment beispielsweise bis drei gezählt, dann wurden Kleinkinder unerwartet kurz unter Wasser getaucht. Getestet werden sollte, ob die Kleinkinder im Moment des Eintauchens die Luft anhalten. Hier sollte demnach getestet werden, ob das Luftanhalten dem Zählen oder dem Eintauchen bedingt. Schnell haben die Beobachter allerdings das Missfallen und das Unwohlsein der Babys zu spüren bekommen, sodass diese Art des Experimentierens verworfen wurde. Stattdessen entschied man sich, das natürliche Verhalten von Babys im Wasser zu beobachten. Dieser Umschwung in der Methodik ist auf Dr. Azemar zurückzuführen.

Die Reaktionen der Babys wurden nicht durch das Wasser selbst hervorgerufen, da die Kleinen nach wie vor im Wasser gespielt haben. Vielmehr hat das Untertauchen durch die Eltern die Beziehung zwischen Erwachsenen/Kind bzw. Elternteil/Kind die negativen Reaktionen bei den Babys hervorgerufen. Durch das Untertauchen haben die Eltern offenbar eine Atmosphäre geschaffen, in der das Baby sich nicht sicher fühlte, und dieses Gefühl kann teilweise auf lange Sicht die Annäherung von einem Kind ans Wasser stören.

Eine Studie aus dem Jahr 1970, initiiert von Claudie Pansu, hat gezeigt, dass 80% der Babys, die an dem Experiment des Untertauchens teilgenommen haben, eine deutliche Reaktion des Schrecks gezeigt haben, was noch dadurch verstärkt wurde, dass die Eltern nicht interveniert sind. Seitdem werden der pädagogische Aspekt und die Theorie der kindlichen Psyche sowie die Bedürfnisse von Kindern mehr in die Ausbildung im Wasser integriert.

Es wurde außerdem beobachtet, auch wenn diese Erkenntnis banal erscheint, dass Babys Angst vor der Trennung von ihren Eltern haben. Daher mussten die Eltern in alle Experimente eingebunden werden, nicht einfach als Zuschauer oder zur Ausführung der Versuche, sondern um dem Baby ein vertrauter Beistand und „Retter in der Not“ zu sein, der auch als Mittler zwischen Baby und Forscher fungiert.

Außerdem wurde deutlich, dass die Grundsätze der Methode selbst überarbeitet werden mussten, bevor die Forschungsgegenstände definiert wurden: Sicherheit, Sportschwimmen, das Erlernen von Technik, Lehraktivität etc, wir kommen noch mal drauf zurück.

Zwischen dem prenatalen Laufreflex und dem bewussten Loslaufen am Ende des ersten Lebensjahres besteht ein genetischer Zusammenhang, die beiden sollten aber nicht verwechselt werden. Ebenso wurden Zusammenhänge nachgewiesen zwischen den Kriechreflexen und dem Kehlkopfschließreflex auf der einen Seite und dem Atemrhythmus beim Schwimmen auf der anderen Seite. Es ist übrigens illosorisch, zu glauben, dass die Überstimulierung sowie die regelmäßige Pflege der frühkindlichen Reflexe das Erlernen der Gehens oder Schwimmens unterstützen würde. Viel mehr ist das Gegenteil der Fall, da das Erlernen sowie die Ausprägung bewussten Handelns und Bewegens auf dem Verschwinden der frühkindlichen Reflexe basiert. Dies gilt für das Gehen ebenso wie für das Schwimmen, wenn auch die zweite eine kulturell belegte Tätigkeit ist, so unterliegen doch beide in gleichem Maße der menschlichen Biologie.

Wir wollen dennoch nicht davon ausgehen, dass ein Baby bei seiner Geburt keinerlei Fähigkeiten besitzt. 1968 hat die amerikanische Psychologin Eleanor Gibson aufgezeigt, dass Babys im Alter von 4 Jahren eine elaborierte Wahrnehmung vom Raum, sowie ein bemerkenswertes Verhalten zum Selbstschutz aufweisen. In ihrem Experiment *Visuelle Klippe* hat Gibson das Verhalten von 4 Monate alten Babys untersucht. Die Babys sind auf einem Tisch entlang gerobbt, auf den ein Schachbrettmuster gezeichnet war. In der Mitte des Tisches war über einem Loch eine Plexiglasplatte installiert, wobei der Boden des Loches ebenfalls das Muster des Schachbretts aufwies. In diesem Experiment sitzt die Mutter auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches und fordert das Baby auf, den Tisch zu überqueren. An der Plexiglasscheibe über der vermeintlichen Klippe angekommen, hält das Baby ohne äußerlichen Impuls an. Erst, als die Mutter das Baby erneut auffordert, zu ihr zu kommen, krabbelt das Baby weiter.

Kinder, die keine frühkindlichen Erfahrungen mit Stürzen gemacht haben, weisen einen starken Zusammenhang zwischen ihrem Verhalten zum Selbstschutz und ihrem neurobiologischen Schema auf. Wir kommen daher zu dem Schluss, dass Reflexe zum Selbstschutz seit der Geburt vorhanden sind.

Die erste Frage, die man sich stellt ist diejenige, ob das Gefühl von Angst und das Verhalten zum Selbstschutz einander bedingen. Obwohl der Ausdruck von Angst genau so alltäglich ist wie zum Beispiel der Ausdruck von Glück oder Freude, so ist der genetische Aufbau von Angst doch bemerkenswert. Bei allen Arten weltweit, von den Säugetieren bis hin zu den Reptilien, äußert sich das Gefühl von Angst in Fluchtreflexen und Vermeidungsstrategien, kurz : in Selbstschutz. Demnach stellen wir fest, dass es sehr wohl einen Zusammenhang zwischen Angst und Selbstschutz gibt.

In einem Artikel im *Journal Nature* beschreibt das Forschungsteam um den Psychologen Ralph Adorno und den Neurobiologen Antonio Damasio den Fall einer am Urbach-Wiethe-Syndrom erkrankten Frau. Dieses Syndrom ist eine sehr seltene, genetisch bedingte Krankheit, die sich durch eine intakte Amygdala äußert. Die junge Frau ist außerstande, irgendetwas wieder zu erkennen, oder Gefühle wie Angst, Wut oder Ekel zu empfinden. Die Amygdala gilt als Kerngebiet im Gehirn, und weist elementare Verbindungen zwischen den Bewusstseinsfunktionen und anderen Bereichen des Gehirns auf, wie zum Beispiel Emotionalität, Atmung, Herzrhythmus. Besonders ist die Amygdala in Angstprozesse und die Entstehung negativer Emotionen involviert.

Demnach hat die reine Beobachtung der Kleinkinder und deren emotionale Reaktionen, deren Verhalten, deren Bedürfnisse und deren motorischen Fähigkeiten dazu angehalten, traditionelle Methoden im Schwimmunterricht zu überdenken. Stattdessen wurde ein Ansatz entwickelt, der dem Kind mehr Freiheiten gewährt und auf einer aktiven Pädagogik basiert.

Wenden wir diese aufschlussreichen Befunde nun auf das (Kinder-)Schwimmen als kulturelle Institution an, das auf einer einzigartigen Philosophie basiert. Babys und Kinder nehmen aktive Rollen in ihrer Entwicklung im Wasser ein. Sie bestimmen selbst deren Organisation und Rythmus. Ich meine hierbei die Reihenfolge, was wann erlernt wird. Die Zwangsvorstellung, Kinder verfrüht in das Milieu Wasser einzuführen und dabei gezielt auf motorische Effizienz, Schwimmtechnik und Leistung zu insistieren, kann langfristige negative Folgen für das Kind und dessen Umgang mit Wasser haben. Wie viele Erwachsene beschwerten sich heutzutage über die Brutalität, mit der sie selbst in Schwimmkursen konfrontiert wurden und die bis heute teilweise als traumatische Ereignisse empfunden werden.

Jedes Kind erlebt Wasser anders und reagiert individuell auf Aktivitäten in oder am Wasser, was zum Einen mit der psychologischen und neurologischen Reife des Kindes und dessen Erfahrungen mit Wasser zusammenhängt, gleichzeitig aber auch mit den Erfahrungen, die die Eltern mit Wasser gemacht haben. Daher ist ein großer Schwachpunkt des traditionellen Schwimmunterrichts die Vernachlässigung des Einzelnen und dessen individuellen Vorschlägen. Stattdessen sollte der Kursleiter viel mehr die Position eines Tutors einnehmen, der auf jeden Vorschlag eingeht und sein Programm, so weit es geht, individuell auf Kinder (und deren Eltern) abstimmt.

Die Grundidee sowie die Eignung dieser pädagogischen Methode zeigen sich frühzeitig: Während der Eine sich dem Wasser vorsichtig und in eigenem Tempo annähert und sich mit dem unbekanntem Element auseinandersetzt, weist der Andere große Ängste aufgrund frühkindlicher Traumata auf, und wenn diese nur von den Eltern vorgelebt werden.

Psychologische Studien haben ergeben, dass Handlungen, zu denen sich das Subjekt selbst entscheidet und diese dann selbstständig auch ausführt, viel bereichernder und lehrreicher sind, als Handlungen, die diktiert werden und denen man Folge leisten muss.

Indem ein Kind seine Fähigkeiten selbst entdeckt und seine Grenzen auslotet, wächst dessen Sicherheit. Die Akzeptanz des eigenen Scheiterns sowie die unmittelbare Abänderung des Verhaltens mit der Hoffnung auf Besserung zeigt einem Kind immer mehr die Welt auf, von der es umgeben ist. Um den französischen Genetiker Roland Jacques zu zitieren, Scheitern ist nicht das Gegenteil von Gelingen, vielmehr ist Scheitern als eine Facette von Erfolg zu verstehen. Wenn ein Kind scheitert, überdenkt es daraufhin sein Verhalten und sucht nach einer Möglichkeit, sich zu verbessern. Das von Piaget beschriebene selbstbestimmte Lernen und Ausprobieren wird durch unser tägliches Handeln bestätigt.

Es gilt also, die Waage zwischen Direktive und Gewährenlassen zu finden, um dem Kind einen altersgemäßen Raum zur aktiven Entdeckung seiner Umwelt zu bieten, ohne dabei die Bedürfnisse des Kindes zu vernachlässigen. Und DAS ist der Grundgedanke unserer Idee von Pädagogik. Wir vertreten die Ansicht, dass Pädagogik Räume schaffen sollte, anstatt dass pädagogische Räume geschaffen werden. Raum beinhaltet hierbei das Becken, das Wasser und die Ausrüstung, aber ebenso die Eltern und den Kursleiter.

In ihrem Buch *Lass mir Zeit. Die selbstständige Bewegungsentwicklung bis zum freien Gehen* zeigt die ungarische Kinderärztin Emilie Pikler, dass neben der biologischen Uhr von Babys auch eine stimulierende Umgebung die Motorik eines Kindes beeinflusst. Wenn die Etappen der Entwicklung respektiert werden, lernt ein Kind ebenso schnell von alleine, was Eltern häufig vormachen, um es ihrem Kind beizubringen. So würde ein Kind auch von selbst zunächst die aufrechte Sitzposition für

sich entdecken, um dann als nächstes zu krabbeln, dann zu gehen, zu klettern und schließlich zu springen. Für diese Bewegungsabläufe gilt nicht, dass ein Kind sie so früh wie möglich erlernt, sondern viel mehr, dass ein Kind sie selbstständig erlernt und an die Umwelt anpassen kann.

Wie dem auch sei, in den ersten Lebensmonaten muss ein Baby nicht lernen, wie man zuhört oder brabbelt, das kann ein Neugeborenes von selbst. Vielmehr muss dem Kind beigebracht werden, wie man lernt, das heißt die Grundlagen zur Aneignung und Anwendung von Wissen müssen vorwiegend durch die Eltern vermittelt werden. All unser Handeln basiert laut Piaget auf diesen beiden Prinzipien, da wir uns Wissen aneignen, indem wir anderen bei dessen Anwendung zusehen.

Aneignung bedeutet hierbei die Einbettung von Input in das eigene Verhalten und dessen Schemata, wobei diese Schemata sich aus unseren immer wiederkehrenden Handlungen ergeben.

Die Anwendung schließt an die Aneignung an und beschreibt die Anpassung der inneren Schemata an die Umwelt und das Milieu.

Der Prozess der Anwendung findet immer dann statt, wenn ein Kind sich mit einem Misserfolg konfrontiert sieht, der auf den eigenen Schemata basiert. Das Kind sucht dann selbstständig nach Möglichkeiten, um das Problem zu lösen und passt sich somit seiner Umwelt an.

Wir gehen davon aus, dass unser Handeln unseren Kindern die Möglichkeit bietet, ihre Fähigkeiten zur Aneignung und Anwendung auszuüben, sodass sie ihre Intelligenz als Instrument zur Anpassung erkennen, verstehen und anwenden. Hierbei wird unterschieden zwischen der temporären Anpassung in Einzelsituationen und der langfristigen Anpassung an das Milieu. Für unsere Zwecke zählt die langfristige Anpassung der Schemata an Milieu und Umgebung.

Schon bei der Geburt weist ein Baby bestimmte motorische, emotionale, intellektuelle und sensorische Kompetenzen auf. Neugeborene sind in der Lage, sowohl Farben als auch Formen zu sehen, Geruch und Stimme der Mutter wieder zu erkennen, sich zu drehen und kontrolliert die Hand in die richtung von Objekten zu dirigieren, oder auch den Daumen zum Mund zu führen. Von Geburt an halten Babys Augenkontakt und kommunizieren mit dem Gegenüber, und generieren somit ebenso Nähe wie ein Erwachsener. Erneut äußern wir den Verdacht, dass nicht nur die Eltern das Kind ausmachen, sondern dass ein Baby ebenso seine Eltern ausmacht.

Theorien über die Anhänglichkeit von Kindern wurden hauptsächlich von Bolby begründet und von Ainsworth (USA), Zazzo (Frankreich) und Montagner (Frankreich) weiterentwickelt. Diese Ansätze verwerfen die Idee des mütterlichen Instinkts und besagen, dass die Beziehung zwischen Mutter und Kind in den ersten Monaten nach der Geburt des Babys aufgebaut wird. Für die Entwicklung des Kindes ist die Beziehung zur Mutter unbedingt notwendig.

Diese Mutter-Kind-Beziehungen basieren unter Anderem auf Umarmungen und ständigem Körperkontakt: Sowohl die Fähigkeit des Babys, sich an der Mutter festzuhalten (eine Fähigkeit, die bei allen Säugetieren zu beobachten ist), als auch das aufmerksame Verhalten der Mutter, das Kind in Sicherheit zu wissen, führend zu einem grundlegenden Gefühl von Sicherheit und Stabilität. Erst aus diesem Gefühl heraus kann ein Kind beginnen, eigenständig und aktiv zu handeln und zu entdecken. Wenn ein Kind sich langsam von seinen Eltern lösen und sich trotzdem in Sicherheit wissen kann, werden sich der Reichtum und die Intensität der eigenen Erfahrungen um ein Vielfaches vergrößern.

An dieser Stelle möchte ich, zum Verständnis und um sicherzugehen, dass wir alle das Gleiche denken, zwei Begriffe kurz in unserem Sinne definieren und erläutern: Erlernen und Unterricht. Unter Erlernen (*apprentissage*) versteht man Aktivitäten, bei denen ein Subjekt sich selbstständig weiterentwickelt, und das auf lange Sicht. „Man lernt nie aus“, und genau das meine ich, wenn ich von Erlernen spreche. Erlernen erfordert ein aktives Handeln des Subjekts, findet meist aber spontan und eingebettet in routinierte Handlungen statt.

Wir bringen uns selbst etwas bei, häufig mit der Hilfe von Anderen, manchmal auch gegen den Willen Anderer.

Unterricht ist dagegen eine absichtliche Aktivität, die von einer Dritten Person erteilt wird. Eltern oder Ausbilder verfolgen ein Ziel, das dem Kind nicht unbedingt klar ist, mit der Absicht auf Fortschritt und der Entwicklung des Lernenden.

Kinder lernen vor allem spielerisch, daher spielen Spiele eine zentrale Rolle in der psychischen Entwicklung von Kindern, genau so wie für emotionale und motorische Reifeprozesse. Der Franzose Philippe Gutton insistiert in seinem Buch *Spielende Kinder* darauf, dass Spiele schon ab dem 3. Monat in den Alltag eines Babys integriert werden sollten, zusammen mit motorisch-emotionalen Übungen, um die verschiedenen Bereiche im Gehirn miteinander zu vernetzen und diese Verbindungen zu stärken. In diesem Stadium versuchen Babys, ihre Mutter durch Lächeln ebenfalls zum Lachen zu bringen. Ebenso beginnt in dem Alter eine Art Versteck-Spielen, wobei das Baby sich das Gesicht verdeckt und sich somit vor der Mutter „versteckt“. Durch dieses *Verswinden und wieder Auftauchen* erlernt ein Neugeborenes in ersten Schritten, die Angst vor der Trennung von der Mutter zu überwinden.

Der bekannte französische Psychologe sagt, Spielen sei eine ernstzunehmende Arbeit für Kinder. Während sie spielen, verbinden Kinder die Grundelemente des Erlernens mit dem Vergnügen motorischer Aktivität und ihrer Vorstellungskraft. Intelligenz und Vorstellungskraft bilden die Grundlage dessen, was wir authentisches Lernen nennen, im Gegensatz zum künstlichen und intendierten Lernen, wobei das Ergebnis die Nachahmung einer erinnerten Handlung ist. Hierbei entwickelt sich das Individuum kaum bis gar nicht weiter, da der Lerneffekt auf periodischem Wiederholen basiert, nicht aber auf Interesse. Sämtliche Theorien zeigen, dass das Verhalten aller neurologisch weniger komplexen Organismen durch gezielte Konditionierung modifiziert werden kann, während die Konditionierung bei Wesen mit einer hohen neurologischen Komplexität völlig ineffizient ist.

Wir wollen noch einmal zwei grundlegende Aspekte des Wissens, das wir über Kinder haben, aufgreifen. Da wäre zunächst die Unreife des Gehirns von Neugeborenen. Je mehr wir uns mit unserer Umgebung auseinandersetzen, umso besser ist unser Hirn entwickelt. Je weniger reif das Gehirn direkt nach der Geburt ist, umso wichtiger sind Spiele und spielerisches Lernen. Die Einzigartigkeit von Individuen innerhalb ein und derselben Art ist jedoch um einiges bedeutender als die mangelnde Reife, sodass viel Raum zum Lernen und Entdecken entsteht.

Der zweite Aspekt, der aus dem ersten teilweise resultiert, beschreibt den Prozess der Reifung und der Stabilisierung neuronaler Verbindungen, der in besonderem Maße durch die Wahrnehmung und Reaktionen der die Umwelt beeinflusst wird. Diese Abhängigkeit von der Umgebung macht aus Kleinkindern Individuen, die sich gezwungen sehen, sich permanent aktiv mit der Umwelt auseinanderzusetzen. Hierbei wird die Erinnerung maßgeblich dadurch beeinflusst, ob ein Kind sich



aktiv und mit Freude auf die Suche nach Abenteuern begibt und selbstständig Erfahrungen und Erfolge sammelt.

Wir schreiben der Autonomie des Lernenden eine große Relevanz zu. Die Aufgabe des Lehrers besteht darin, das Kind in seiner Entwicklung zu unterstützen, indem er die Mittel zum Beobachten, Nachmachen und Lernen vermittelt. Claparède, Montessori und Decroly sind die Verfechter dieser Schule, die die Auffassung vom lernenden Kind grundlegend bestimmt hat.

Das Schwimmbad sollte ein Ort des Spiels werden, und ein Ort der nassen Abenteuer. Die Perspektive, mit der wir ein Schwimmbecken betrachten, muss sich dahingehend öffnen, dass sie sich von Uniformität und Linearität entfernt und stattdessen Fantasie und Neugier fördert und fordert.

Diese herzliche und zugleich aufregende Umgebung ist auf die Befürfnisse von Kindern ideal abgestimmt, insbesondere da die Präsenz der Eltern Sicherheit vermittelt. Die Eltern sind die Lieblingsmenschen eines Kindes. Die Eltern sind diejenigen, die das Kind am Besten kennt und die ihm Halt und Orientierung bieten; Die Stimmen, der Geruch, die Gesichtsform, die Art und Weise der Berührungen.. Gemeinsam mit den Eltern entdeckt ein Kind seine Umgebung und entwickelt seine Fähigkeiten in diesem Umfeld.

Ein Mädchen hat in einem Roman von Marguerite Duras mal gesagt: „Ich gehe nicht gern zur Schule, da reden wir nur über Sachen, die ich nicht kenne.“ In diesem Sinne schließe ich diesen Vortrag mit den Worten: Was wir nicht kennen, gilt es zu entdecken. Zu lernen gilt es, wie man etwas entdeckt.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

©Daniel Zylberberg, übersetzt von Ariane Butzke